

Wie Dokumentarfilme entstehen

Marianne Pletscher hat über 60 Dokumentarfilme für das Schweizer Fernsehen produziert. Nun wird sie pensioniert, wird aber deswegen sicher nicht mit dem Filmen aufhören. Anlass genug für ein Gespräch mit ihr.

VON **KARL HOTZ**

«Wie ist es, das Fernsehen zu verlassen?», fragen wir Marianne Pletscher, die fast 40 Jahre fürs Fernsehen arbeitete. Sie lacht: «Kein Problem – ich habe im Laufe meiner Karriere beim Fernsehen schon fünfmal gekündigt.» Dann ergänzt sie: «Aber ich bin auch jedes Mal wieder zurückgekommen.» In den Pausen war Pletscher an einer Filmschule, unterrichtete selber in derartigen Institutionen verfolgte Privatprojekte.

«Der ganz grosse Unterschied, und vielleicht bin ich auch deshalb immer wieder zurückgekommen, ist die Kombination von Freiheit und Sicherheit, die ich beim Fernsehen hatte und immer mehr schätzen lernte.» Im freien Film – «ich erfahre das im Moment gerade wieder, denn ich habe schon erste Anfragen von privater Seite» – müsse man sich immer zuerst um die Finanzierung kümmern, dazu 20-seitige Exposés von Filmen schreiben, von denen man die Details selber noch nicht genau kenne und so weiter. «Beim Fernsehen liefere ich zwei Seiten ab, und die Frage der Finanzierung ist im Rahmen der Budgetvorgaben geregelt.»

Private und der Quotendruck

Fernsehen als Kuschelecke also? Marianne Pletscher winkt ab: «Vielleicht war das ganz früher mal so.» Doch im Laufe der Zeit habe sich vieles verändert. Durch das Aufkommen des Privatfernsehens habe sich auch beim öffentlich-rechtlichen TV vieles geändert. «Dokumentarfilme müssen eindeutig spannender sein als früher», blickt Pletscher zurück. «Das nur schon, damit die Vorgaben bei den Quoten eingehalten werden können – wobei, das möchte ich gleich anfügen, Quoten kein Selbstzweck sind. Ich habe auch keine Lust, Filme zu drehen, die niemand anschaut oder bei denen nach fünf Minuten alle wegzappen.» Sie achte darum noch gezielter als früher auf einen spannenden Einstieg, so Pletscher. Auch gelte es beim Aufbau des Films auf Zapper Rücksicht zu nehmen, damit weniger weggezappt werde, oder umgekehrt, Leute hängen blieben, die hinzuzappten.

Auf die Quote werde übrigens sehr genau geachtet: «Wenn jemand drei, vier Filme drehen würden, in deren Verlauf zu viele wegzappen, müsste sich der schon unangenehme Fragen gefallen lassen.» Konkret rechne sie bei ihren Filmen – und das gelte auch für ihren Chef – mit etwa 400'000 Zuschauerinnen und Zuschauern.

Das sei nicht immer so gewesen. Sie habe beispielsweise zwei Filme über «Das grosse Welttheater» in der Einsiedler Aufführung gedreht, bei denen man von Anfang an gewusst habe, dass viel weniger Zuschauer zu erwarten seien. «So etwas wäre heute nicht mehr möglich», ist sie sich sicher.

Verändert habe sich auch der Rahmen. «Früher konnte man, obwohl es eine Vorgabe von 55 Minuten Länge gab, auch einmal einen 60-Minuten-Film abliefern. Heute haben die Filme 50 Minuten zu sein, damit sie genau in den Raster passen», gibt Pletscher ein Beispiel. Das mache ihr in der Regel relativ wenig Mühe, weil sie ohnehin präzise plane und arbeite. «Mehr als zwei, drei Minuten zu lang, die ich dann noch kürzen muss, wird eine erste Fassung eigentlich nie». Mehr Probleme könne es geben, weil das Budget von 65 Arbeitstagen – Recherche, Drehen, Schneiden, Vertonen, Mischen und anderes mehr inbegriffen – auf 60 Tage verkürzt worden sei. «Da arbeitet man halt auch in der theoretischen Freizeit», meint Pletscher.

Dokumentarisches ist beliebt

Natürlich habe es auch einen Einfluss, dass dokumentarisches Arbeiten



Marianne Pletscher in einer Szene ihres Films über Selbsttötungen (vgl. Beitrag unten).

Bild zvg

– «ich sage jetzt bewusst nicht Dokumentarfilm» – im Moment im Aufschwung sei, begünstigt auch durch immer kleinere Ausrüstungen. Marianne Pletscher erwähnt als Beispiele die Sendung «Reporter» oder die dokumentarischen Serien von «SF bi de Lüüt». Als derartige Formate aufkommen seien, habe sie auch mitgearbeitet, heute nicht mehr.

Auf die Frage nach dem Warum erwähnt sie verschiedene Gründe. Weil die Autoren von «Reporter» als Videojournalisten arbeiteten, also allein für Bild und Ton verantwortlich seien, entstehe ein ganz anderes Produkt. «Weil man selber filmt und zugleich mit den gefilmten Leuten reden muss, ändert sich der Stil», gibt sie wieder ein Beispiel. Zudem sei der Ton als Stilmittel viel weniger vielfältig, weil das Mikrofon entweder an der Kamera oder an der Kleidung des Journalisten befestigt sei. «Die Möglichkeit, Umgebungsgläusche oder die Stimmen Dritter einzubeziehen, besteht viel weniger. Filme dieser Art leben darum viel mehr von den Interviews, ergänzt durch Textpassagen der Autorin oder des Autors.» Marianne Pletscher will das nicht als Werturteil verstanden wissen: «Es sind einfach andere Arbeitsmethoden.» Nicht gut findet sie hingegen die Tendenz, bei dokumentarischen Arbeiten immer mehr auf unterhaltende Elemente zu setzen. «Das war mit ein Grund dafür, dass ich bei derartigen Produktionen nicht mehr mitmache.»

«Themen fliegen mir zu»

«Empathie, der Willen, die Menschen so zu zeigen, wie sie sind, und nicht so, wie man sie sehen möchte,

Selbstdisziplin beim Arbeiten, die Fähigkeit, Widersprüche zu ertragen oder sie sogar zu suchen» – das sind einige Stichworte, die Marianne Pletscher einfallen, wenn man sie fragt, was es braucht, um gute Dokumentarfilme zu drehen. «Besonders wichtig ist die Fähigkeit zuzuhören. Ich kann das sehr gut. Die Leute erzählen mir einfach alles.»

Kein Problem sind die Themen für ihre Filme. «Die muss ich nicht suchen – die fallen mir zu. Es gibt so viele spannende Themen, Schicksale und Menschen.» Ihre Bekanntheit – Pletscher hat fürs Fernsehen über 60 Dokumentarfilme gedreht – habe zudem zur Folge, dass immer wieder Leute auf sie zukämen, so Pletscher. Zudem ergäben sich immer wieder Folgegeschichten. «Nachdem der Film «Besser sterben» zum Thema «Sterben im Spital» ausgestrahlt worden war, meldete sich eine Frau, die wusste, dass sie nur noch etwa ein Jahr zu leben hatte – mit ihr drehte ich dann den Film «Antonia lässt los», gibt Pletscher ein Beispiel.

Weil sie so nahe an die Menschen herankommt, über die sie berichtet, ergeben sich immer wieder auch lebenslange Bekanntschaften oder gar Freundschaften. «Ein Beispiel: Einer meiner ersten Filme handelte von Frauen in den damals noch neuen Frauenhäusern. Eine der darin porträtierten Frauen meldete sich 20 Jahre später wieder bei mir, als sie ein Problem hatte – so etwas freut einen dann schon.

Doch man kann auch gute Dokumentarfilme über Leute drehen, die man nicht mag oder deren Meinungen einem unsympathisch sind», so Mari-

Über Selbsttötungen Ein sehr persönlicher Film

Immer wieder hat Marianne Pletscher Filme gedreht, die einem an die Nieren gehen. Für den letzten Film, den sie als Festangestellte fürs Schweizer Fernsehen drehte – als freie Mitarbeiterin will sie weitermachen –, gilt das ganz besonders, weil ihm eine eigene schmerzliche Erfahrung zugrunde liegt.

Vor dreieinhalb Jahren hat sich ihr Lebenspartner Werner Schneider, den sie beim Drehen kennen und lieben lernte, umgebracht – ein Schock, der sie völlig unvorbereitet traf. Im Film «Dein Schmerz ist auch mein Schmerz» unterhält sie sich nun mit vier Frauen und einem Mann, die das gleiche Schicksal erlebten.

Trotz oder gerade wegen des tragischen Hintergrundes zeigt sie sich einmal mehr auf der Höhe ihrer Kunst. Einfühlsam – oft nur mit ge-



Werner Schneider und Marianne Pletscher bei einem Dreh.

duldigen Pausen oder einem Stichwort im richtigen Moment – bringt sie die Menschen zum Reden, ohne sie voyeuristisch auszustellen. Auch filmisch – man achte etwa auf metaphorische Bilder, wie sie Stimmungen verstärken – ist es eine wunderbare Arbeit. Der Film ist morgen Donnerstag um 20.05 Uhr auf SF 1 zu sehen oder kann bei www.shop.sf.tv als DVD bestellt werden. (hz)

Televisionen

Ein Fussballspiel der Extraklasse



Dr. Zapper
TV-Junkie

Gäbe es ein Museum für Fussballspiele, so würde die Champions-League-Partie Arsenal – Barcelona (Mittwoch, **SF 2**) darin einen Ehrenplatz verdienen. Die Katalanen liessen den Ball so gekommt und präzise zirkulieren, dass die Engländer minutenlang nicht in Ballbesitz kamen. Doch die Londoner gaben nie auf und lancierten ihrerseits immer wieder schnelle Konter. Heraus kam dabei ein im höchsten Tempo geführtes Fussballspiel von grosser Schönheit, dessen Niveau sich nicht nur der Schiedsrichter mit einer tadellosen Leistung, sondern auch **Sascha Ruefer** mit seinem Kommentar anpasste. Nicht nur Zapper dürfte diesen Fussballabend noch lange in bester Erinnerung behalten.

André Marty wirkte während längerer Zeit als Korrespondent des **Schweizer Fernsehens** in Israel. Jetzt ist er, nachdem er notfallmässig aus aktuellem Anlass nach Kairo versetzt worden war, definitiv wieder ins Heimatstudio im Leutschenbach zurückgekehrt. Hier soll er offenbar auch als Moderator der «**Tagesschau am Mittag**» eingesetzt werden. Am Freitag hatte er Premiere und machte, wie es nicht anders zu erwarten war, seine Sache gut. Wenn er jetzt noch seinen wippenden rechten Arm in den Griff bekommt, kann sogar von «sehr gut» gesprochen werden.

Der Samstagabend wird bekanntlich von Sendungen, die dem kleinsten gemeinsamen Nenner des Samstagabendpublikums genügen sollen, beherrscht. Zapper blieb deshalb nichts anderes übrig, als zum **NDR** zu fliehen, zur «**Tatort**»-Folge «**Armer Nanosh**» aus dem Jahr 1989. Was er zu sehen bekam, war an Merkwürdigkeit kaum zu überbieten: Eine wirre Geschichte um Zigeuner und eine malende Femme fatale, die von einer Schauspielerin verkörpert wurde, die alles andere als «fatale» war. Bis die Kommissare Stoever und Brockmüller zum ersten Mal auftauchten, dauerte es geschlagene 45 Minuten. Ob es daran lag, dass der Schriftsteller **Martin Walser** am Drehbuch mitgeschrieben hatte?

Keine Quoten für einheimische Musik

BERN Die Radio- und Fernsehsender der SRG sollen nicht gezwungen werden, mindestens 50 Prozent des Musikprogramms mit Liedern in einer der Landessprachen zu bestreiten. Der Bundesrat lehnt eine Motion ab, in der Nationalrat Josef Zisyadis (PdA/VD) solche Sprachquoten fordert. Der Waadtländer will verbieten, dass Nichtlandessprachen – etwa das im Musikgeschäft dominierende Englisch – in den Musikprogrammen mit mehr als 20 Prozent vertreten sind. Zisyadis will damit gegen die «kulturelle Übermacht» des Englischen vorgehen. Nach Ansicht des Bundesrats würde durch die geforderten Quoten die in der Verfassung verankerten Programmautonomie der SRG unverhältnismässig eingeschränkt. Zudem findet der Bundesrat, dass die Landessprachen in den SRG-Radioprogrammen bereits heute «angemessen vertreten» sind, wie er in der kürzlich veröffentlichten Antwort auf die Motion schreibt. Laut der jüngsten Programmanalyse waren auf DRS 1 56 Prozent der gespielten Titel in Englisch, 9 Prozent in Französisch, 9 Prozent in schweizerdeutschem Dialekt, 6 Prozent in Deutsch und 5 Prozent in Italienisch. (sda)

anne Pletscher auf eine weitere Frage. Sie selber habe allerdings nie einen derartigen Film gedreht.

Arbeit gut strukturiert

Für sie habe der Übergang von der Arbeit mit klassischen Filmrollen zu den heutigen elektronischen Kameras wenig geändert. «Im Gegenteil: Ich profitiere heute noch davon, dass ich das Handwerk mit beschränkten Mitteln gelernt habe», ist Pletscher überzeugt. Sie habe immer noch ein Drehverhältnis von höchstens 1:15 – Pletscher dreht also höchstens 15-mal mehr Material, als sie nachher für den fertigen Film verwendet. «Jüngere gehen heute bis auf 1:70. Ich könnte so nicht arbeiten.»

Das hängt vielleicht auch damit zusammen, dass Marianne Pletscher gut strukturiert und gewissenhaft arbeitet. «Wenn die Recherche fertig ist, ich also alle Vorgespräche geführt habe, steht der Film zu 50 bis 80 Prozent in meinem Kopf», berichtet sie. Das bedeutet nicht, dass sie dann beim Drehen und beim Schneiden des Films nicht auf den Kameramann oder die Cutterin hören würde – im Gegenteil: «Der Widerspruch und die offene Auseinandersetzung mit anderen Ideen sind unheimlich wichtig. Ich habe damit keine Mühe – ich habe den Widerspruch auch in mir.» Sowohl ihr verstorbener Kameramann und Lebenspartner Werner Schneider (vgl. Kasten) als auch ihre langjährige Cutterin Marianne Jäggi seien für sie besonders wertvoll gewesen. Das gelte auch für die heutige Cutterin Pamela Myson.

Vor dem Schnitt schaut sich Marianne Pletscher alles Material sorgfältig an. Zudem schreibt sie alle aufgenommenen Interviews heraus oder lässt sie aufschreiben – «in einem geschriebenen Text entdeckt man immer wieder Dinge, die einem entgehen, wenn man ein Interview oder eine Aussage nur anschaut. Ohne Bild ist der Inhalt des Textes abstrakter.»

Fernsehen auf gutem Wege

Was sie mit ihrer langen Erfahrung ändern würde, wollen wir zum Schluss wissen. «Wenn Roger de Weck umgesetzt, was er bis jetzt gesagt hat, ist das Fernsehen auf gutem Wege», meint Marianne Pletscher dazu. «Mehr Relevanz, weniger Quote, um es plakativ zu sagen, tönt gut.» Der Quotendruck sei schon sehr stark geworden und nehme immer noch zu. «Man hat ihn verinnerlicht und gibt ihn von oben nach unten weiter.» Natürlich müsse man Zuschauerinnen und Zuschauer, kommt Pletscher auf ihre Äusserungen am Anfang zurück, immer im Auge haben – «sonst zappen sie, wie gesagt, einfach weg». Qualität und Quote müssten aber kein Widerspruch sein.